

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 193.

Sonntag, 17. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich . . . Herr Direktor! Ich dachte . . .“
„Wenn Sie bloß nichts denken wollten! Habe ich es Ihnen nicht deutlich erklärt, daß Ihr Äußeres besser ist als Ihr Kopf, und Sie nur unter der Bedingung angestellt, daß Sie sich peinlich genau nach meinen Anweisungen richten? Was haben Sie bisher geleistet? Sind Ihnen die Abschlüsse in Obermühl gegliedert?“

„Ich habe mein Möglichstes getan, Herr Direktor, aber leider . . .“

Westhoffs Brille funkelte drohend: „Glauben Sie nur nicht, daß Sie mich zum besten halten können. Ich habe in der Zeitung von den Ereignissen im Alpenpalast gelesen. Also machen Sie keine langen Umschweife und geben Sie her!“

In Möbius' schönen Augen erschien jene etwas trübe Treuerigkeit, die auf weibliche Gemüter so unwiderstehlich wirkt. „Es tut mir furchtbar leid, Herr Direktor. Das war nämlich gar nicht ich . . . ein anderer ist mir zuvorgekommen . . .“

„Heiliger Strohha! Hat man je so etwas gehört? Sie haben die Konkurrenz rangelassen! Ja, Mensch, wofür hat man Ihnen denn alles bis ins Detail ausgearbeitet? Es war das reine Kinderspiel. Das ist ja zum Haarausreißen!“ Dr. Westhoff fuhr sich verzweifelt über die spiegelnde Glase. „Und jetzt treiben Sie sich hier herum, wo nichts, aber auch nichts für Sie zu holen ist, statt daß Sie wenigstens versuchen, das Versäumte nachzuholen und endlich die Kosten hereinbringen, die Sie der Firma verursacht haben.“

„Herr Direktor . . .“

„Halten Sie den Mund. Was Sie reden, ist doch nur Blech. Aber das sage ich Ihnen, morgen machen Sie, daß Sie von hier fortkommen und gehen wieder an die Arbeit. Wohin, das erfahren Sie heute Abend. Ich muß es mir selbst erst überlegen. Sie haben mir ja mein ganzes Programm geschmissen. So ein Idiot!“ Ohne den schönen Mann eines weiteren Blickes zu würdigen, kehrte er auf dem Absatz um und schritt zornbewegt dem Hause zu.

Wie ein Krieger auf verlorenem Posten den Hals seines treuen Rosses umklammert, lehnte sich Botho Möbius tieftraurig an den Kühler seines Wagens. Er empfand inniges Mitleid mit sich selbst. So schwierig hatte er es sich damals nicht vorgestellt, als er sich an Direktor Westhoff gebunden hatte. Er sah damals eilig in der Tinte und war weiter als je von der Erreichung seines Lebensideals, dem Besitz eines eigenen Wagens, entfernt. Was er zu hören bekam, war alles sehr schmeichelhaft gewesen. „Sie sind bisher nicht richtig beschäftigt worden“, hatte ihm der Versucher auseinandergelegt. „Man muß Ihre natürlichen Anlagen ausnützen. Ich brauche einen Vertreter, der in den großen Hotels gute Figur macht. Die Ausrüstung lassen Sie meine Sorge sein . . .“

Was sollte ein ganz auf sich selbst angewiesener junger Mann, der sich zum Kavaliere bestimmt fühlte und allerhand peinliche Erfahrungen hinter sich hatte, darauf

erwidern? Botho Möbius ging blindlings auf die Vorschläge seines neuen Gönners ein. Das war dann freilich ein anderes Leben, als auf dem abgekehrten Sessel eines muffigen Kontors. Kellner dienernten vor ihm, blaue, graue und braune Augen lächelten ihm fast mehr als ihm lieb war. Die kleinen Gegendienste, die zu seinem Vertrag gehören, waren ihm freilich etwas peinlich, aber vorerst verschob er sie von einem Tag zum andern und suchte das neue Leben, das sich ihm bot, zu genießen. Aber ganz glücklich war er dennoch nicht. Die Sache wurde ihm bald zu kompliziert. Die vielen Damen, die ihm glückverheißend lächelten, ohne daß er einen Finger zu rühren brauchte, brachten ihn in die größte Verlegenheit. Was sollte er denn mit ihnen allen anfangen? Botho Möbius, der schöne Möbius, war durchaus kein Don Juan, es lag ihm viel weniger an galanten Eroberungen, als an einer hübschen, sauberen Maschine, auf die er sich verlassen konnte, und die er sogar beinahe verstand. Er begann sich nach Ruhe zu sehnen, und hinter seiner hochgewölbten Stirne tauchten manchmal unklare, aber durchaus feierliche Gedanken auf, die darauf hinausliefen, wie er eines Tages dem gewalttätigen Direktor den Gehorsam kündigen und sich seine Selbständigkeit wieder gewinnen könnte. Aber ach, das war nicht so leicht. Und seinen geliebten Wagen hatte er sozusagen nur auf Abzahlung, ohne daß es ihm gelungen wäre, auch nur die erste Rate zu erledigen . . . Das Beste wäre ohne Zweifel, entweder alles im Stiche zu lassen und ein neues Leben anzufangen oder aber auf eigene Faust einen Coup auszuheben und durchzuführen, von dem natürlich der Alte nichts erfahren durfte, und beides war verdammt schwer . . .

Als die Stunde des Abendbrotes nahte, waren Ruhe und Ordnung im Seehaus wieder hergestellt. Frau Hollwed hatte auch heute wieder ein gutes Kleid angelegt und sogar ihrem Teint etwas nachgeholfen — ihre Haut verlange das wegen des gehabten Sonnenbades, erklärte sie ihrem Mann, der lächelnd zusah. Frau Gaecke aber, die bei Tisch an des schönen Möbius anderer Seite saß, hatte nicht nur daselbe getan, sondern sie prangte auch im Schmuck eines vom ersten Obermühler Haarkünstler frisch instandgesetzten und erheblich goldblonder getönten Bubikopfes. Sie war sehr aufgeräumt und von Obermühl sichtlich entzückt. Die Hotels seien dort wirklich ganz auf der Höhe, versicherte sie wiederholt, nicht so, wie man sie sonst hier in der Gegend antreffe, so dürrig und primitiv. Dabei hielt sich eine Menge eleganter Menschen dort auf, und die Obermühler seien sehr stolz auf den zunehmenden Ruf ihres Heimatortes. Ja, es habe sogar kürzlich eine Sensation gegeben: ein Juwelendieb sei aufgetaucht, man sprach von mehreren kostbaren Stücken, die er erbeutet haben sollte . . .

„Womit Obermühl ernstlich in die Reihe der mondänen Aufenthalte aufsteigt“, sagte der Polizeirat behaglich lächelnd und griff nach der Butterkelle.

„Na!“ meinte Frau Hollwed etwas gereizt, „mit solchen Attraktionen können wir allerdings nicht aufwarten, primitiv wie wir leider sind. Nicht wahr, Herr Möbius?“

Der junge Mann mußte tief in Gedanken versunken sein, denn er schrak bei dieser Anrede zusammen, versicherte aber dann seiner Hauswirtin mit dem gewinnendsten Lächeln, daß er es im Seehaus großartig finde.

Auch Frau Kitty wandte sich nun eifrig an ihn: „Ist der Fall nicht ungeheuer interessant, Herr Möbius? Eine Dame aus Berlin vermißt zwei Ringe, eine Amerikanerin eine goldene Tasche mit Steinen; kurz vorher soll im Waldsanatorium ein kostbarer Anhänger verschwunden sein. Und keine der Bestohlenen hat eine Ahnung. Wie erklären Sie das?“

Möbius schöpfte Atem zu einer längeren Rede. „Für gewöhnlich geht das so . . .“ Aber alsbald verstummte er wieder, denn er hatte bemerkt, daß Direktor Westhoff einen blauroten Kopf bekam und die Hand, die sein Messer hielt, sich zur Faust ballte. Diesem Herrn war das Thema offenbar unangenehm, also ließ er es fallen . . . Frau Kitty jedoch nahm darauf keine Rücksicht und verfolgte ihren Faden hartnäckig weiter: „Ich möchte für mein Leben gern Näheres wissen. Ob es wohl ein Fassadenkletterer ist, der seine Opfer betäubt? Ach nein, dann würden sie sich wenigstens an den Anfang des Überfalls erinnern . . . Was glauben denn Sie, Herr Polizeirat?“

„Gar nichts. Ich bin in Urlaub.“, war die Antwort. Alles lachte. Frau Gaebede forschte weiter und wollte Martins Ansicht hören. Dieser zuckte die Achseln. „Daß es den Leuten ganz recht geschieht, wenn sie ihren Reichtum so herausfordernd ausstellen. Früher oder später greift da eben einer zu.“

„O Gott!“ Frau Kitty stieß einen niedlichen kleinen Schrei aus und fuhr mit beiden Händen nach den Perlen an ihrem Hals. Herrn Möbius' schöne Augen folgten interessiert der Bewegung, während Frau Gina ihr Gebärde einmal wieder abgescmakt fand. Die Perlen waren doch hoffentlich falsch.

„Was ich immer sage: man darf niemandem trauen“, erklärte Piet kategorisch. „Pardon, meine liebe Frau Hollwed! Ich weiß, daß ich bei Ihnen durchaus sicher bin. Ich meine es auch ganz anders. Ich will sagen: keiner kennt den andern wirklich. Kennen Sie etwa mich? Wissen Sie bestimmt, daß ich der Piet van Dongern bin, für den ich mich ausbebe? Sie haben sich ja noch nicht einmal meine kleine Sammlung von Diamanten angesehen. Wollen Sie, daß ich sie heute abend zeige?“

Himmel, dieser Piet! Das sah ihm ähnlich. Er steckte voll Mißtrauen, witterte überall Diebe und Räuber und schmiß dann wieder unaufgefordert mit seinen Schätzen und Reichtümern herum! Es war keine kleine Aufgabe, ihn zu betören. — Nicht, daß Frau Gina ihre Gäste verdächtigt hätte — Gott bewahre! Aber Piet sollte Vorsicht lernen. Das war für sein ganzes weiteres Leben notwendig. „Morgen, Herr van Dongern!“ sagte sie daher ablehnend und nahm sich vor, ihm später ein Privatissimum zu lesen. Aber Piet, der voll Eigensinn steckte, ließ sich nicht so rasch aufhalten. „Herr Direktor Westhoff“, wandte er sich an seinen Nachbarn: „Sie verstehen gewiß etwas von Edelsteinen? Wollen Sie die meinen sehen? Es sind hervorragende Exemplare darunter.“

Dieser erwiderte mit Ruhe und Zurückhaltung: „Ich habe viel mit Steinen zu tun gehabt und interessiere mich sehr für gute Exemplare. Aber ich möchte Sie doch erinnern, Herr van Dongern, daß man mich hier noch weniger kennt als Sie. Denken Sie an die Vorkommnisse in Obermühl und seien Sie vorsichtig. In ein paar Tagen, wenn Sie eher wissen, mit wem Sie zu tun haben, werde ich mich freuen, Ihre Sammlung zu sehen.“

Sehr taktvoll, dachte Gina wohlgefallig. Hatte sie sich zuerst weidlich über den neuen Gast ärgern müssen, so gefiel er ihr jetzt immer besser. Das war ein guter

Umgang für Piet, das alte enfant terrible. Vielleicht konnte er ihn auch ein wenig von seinem ewigen Whisky abbringen, sie würde ihm ein paar Worte darüber sagen . . . Und Reichenbachs würde er sicher auch imponieren; was war schließlich ein mittlerer Gutsbesitzer gegen einen Unternehmer großen Stils wie Herr Westhoff doch wohl einer sein mußte? Befriedigt glitt ihr Blicke der Gästetafel entlang und blieb zuletzt, zum Ausgangspunkt zurückkehrend, an ihrem Nachbar Möbius haften. Schade, daß er so still war. Vielleicht hatte er Sorgen? Der Arme, was mochte ihn bedrücken, schön, jung und wohlhabend, wie er doch seinem Auftreten nach war? Mit einer Teilnahme, die sie vor sich selbst für mütterlich erklärte, beschloß sie, sich seiner anzunehmen, und blieb beharrlich an seiner Seite, als nach beendetem Mahle die ganze Gesellschaft sich noch etwas im Freien erging.

Obwohl sie selbst gern schwatzte, besaß sie doch auch das Talent, die anderen Menschen zum Reden zu bringen, und hoffte, daß es in diesem Falle nicht versagen möchte. Aber Möbius seinerseits war die Vorsicht und Zurückhaltung selbst. Er wußte ja nachgerade, was daraus entstand, wenn er nur im mindesten den Liebeswürdigen oder gar den Gefühlsvollen spielte — und wenn die Dame nicht mehr so ganz jung war, wurde es am aller schlimmsten. Nein, nein, er wollte seine Ruhe haben, gerade wie der Polizeirat. Zu arbeiten gab es ohnehin nichts, das hatte Westhoff selbst gesagt. Also wozu? Er antwortete auf Frau Hollweds Fragen nur mit Ja und Nein, aber ach, es war eben sein Los, daß er dadurch nur noch interessanter wirkte.

So gern Gina sich ihrem erkorenen Schützling allein gewidmet hätte, es gelang ihr nicht, die goldblonde Dame dauernd von ihm fernzuhalten. Nun sah sich Möbius von zwei Seiten mit Liebenswürdigkeit bedrängt und wurde daher immer einsilbiger. Die einzige Genugtuung, die jede der zwei Damen für sich dabei fand, lag in dem Gefühl, daß die Rivalin ebenjowenig Erfolg bei ihm hatte als sie selbst. Schließlich gab Frau Kitty das Spiel auf. Von weitem hatte sie den Polizeirat entdeckt, der, einsam unter den Tannen sitzend, wunschlos in den Genuß einer Zigarre versunken war, und beschloß, zur Abwechslung einmal bei ihm ihr Heil zu versuchen. Er war über die Störung nichts weniger als erfreut, aber er wußte sich mit Humor zu helfen. Schon nach kurzer Zeit konnte man wahrnehmen, wie Frau Kitty halb beglückt, halb verlegen sicherte, dann aber sich mit einem entrüsteten kleinen Schrei rasch von der Bank erhob und dem Lichtreis des nahen Hauses zuwies. Langsam und behaglich folgte ihr bald darauf der gemüthliche Heinrich; aber er nahm die Richtung auf das Seeufer zu, wo Piet und der Direktor sich anscheinend prächtig unterhielten. So etwas war eher sein Fall. Er gesellte sich zu ihnen, und bald dröhnte ihr Gelächter als Terzett durch die Nacht. (Fortsetzung folgt.)

Mutterfreude.

Von Franz Eingia.

Ein wunderhohes Lächeln schmückt
Der Mutter sanft das Angesicht.
Sie trägt ihr Kindlein tief beglückt
Durch Dunkelheit und Sonnenlicht.

Und wenn zu einem zarten Laut
Der Rosenmund sich aufgetan,
Dann lauscht sie froh und innig schaut
Sie oft das kleine Leben an.

Die Mutterfreude singt und schwebt
Wie jubelschöner Lobgesang.
Ihr Herz wird immer neu belebt
Von holdem Glück und hellem Klang.

Wie Karl Maria von Weber den „Freischütz“ komponierte.

Erzählt von Max Karl Böttcher.

Es war im zeitigen Frühjahr des Jahres 1817.

Aber den großen Freiplatz vor der königlichen Hofoper zu Dresden schritt hastig und aufgeregt ein kleiner, schmalbrüstiger Mann mit etwas langen Armen, schmalem, blassem Gesicht, aus dem sehr lebhaften Augen unter starker Brille hervorblickten. Er trug einen lewngelben Mantel mit mehreren Kragen und einen runden, breiten Hut. Plötzlich verhielt er seinen Schritt, denn er hatte seinen Namen rufen gehört.

„Herr Kapellmeister! Herr Kapellmeister!“ ertlang es wieder, und als sich der Gerufene umwandte, erkannte er den Flötist von der Hofkapelle, und nun strahlte er über das ganze, gültige Angesicht. Er ging ihm entgegen und sagte erfreut: „Gut, daß ich Sie treffe, Fürstenau, ich hätte ohnehin nach Ihnen geschickt.“

„So wissen Sie schon, Herr von Weber?“

„Daß der König mir den Auftrag erteilte, eine deutsche Oper zu schreiben?“

„Ja, und auch, daß Sie sofort beginnen sollen, Herr von Weber?“

„Ach ja, auch das hat mir der Herr Minister von Einsiedel, von dem ich soeben komme, überbracht, aber er sagte mir auch, daß Maestro, der Chef der italienischen Hofoper unserer guten Residenzstadt, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hat, um die Einführung einer deutschen Oper zu verhindern. Er fürchtet die Konkurrenz.“

„Aber, Herr von Weber! Der gesamte Hof ist Ihnen wohlgesinnt, auch unser Intendant, der Herr von Lüttichau, steht der Sache wohlwollend gegenüber, die Hofkapelle verehrt Sie, also — wenn Sie bald eine schöne, deutsche Oper herausbringen, wissen Sie, eine, die so recht Herz und Sinn des deutschen Bürgers ergreift, dann kann uns Signor Morlachi mit seinem ganzen italienischen Gefühlssturm gestohlen bleiben, das uns romantischen und tiefangelegten Deutschen ja ohnehin weisensfremd ist.“

„Da haben wir es, lieber Fürstenau: uns romantischen Deutschen! Ja, romantisch mußte die Oper sein, dann wäre schon halb gewonnen! Aber woher den Stoff nehmen, besser Freund? Wer schreibt mir einen guten, zugkräftigen Operntext?“

„Kommen Sie, Herr von Weber, wir gehen erst nach Ihrer Wohnung!“ lachte der Flötist, „dort sollen Sie eine kleine Überraschung erleben. Ich habe nämlich einen Textdichter für Ihre deutsche Oper und den habe ich in Ihr Domizil bestellt.“

„Sie sind wirklich ein lieber Mensch, Fürstenau, Sie sind ein starker Kerl, das muß ich sagen! Wie heißt denn der Dichter? Kenne ich ihn etwa schon?“ fragte Carl Maria von Weber.

„Ich glaube kaum. Er heißt Friedrich Kind und ist ein Geschickter und anerkannter Poet.“

„Da bin ich aber wirklich gespannt, was er mir für ein Sujet vor schlägt, der Herr Kind.“

Während dieses Gesprächs waren sie in der Wohnung des Hofkapellmeisters, die in einem Hause des sogenannten italienischen Dörfchens, unmittelbar am Elbstrom gelegen war, angelangt. Durch den Bau der herrlichen Hofkirche, der durch Italiener ausgeführt wurde, waren einige hundert Welscher nach Dresden gekommen, die in einem besonderen Ortsteile untergebracht wurden, das italienische Dörfchen genannt. Später wohnte dort auch eine große Anzahl der Ballett- und Chorangehörigen der italienischen Hofoper, und in eines dieser Quartiere war der junge, noch unverheiratete Kapellmeister Carl Maria von Weber gezogen. Er hatte, trotz seiner Jugend, bereits einen guten Namen, war als hervorragender Klavier-Virtuose bekannt geworden, auch seine Lendichtungen hatten allerort großen Anhang gefunden, so hatte er bereits mit 14 Jahren ein Singpiel „Das Waldmädchen“ komponiert, das an vielen Orten zur Aufführung kam und großen Erfolg gehabt hatte. Und als Kapellmeister in Breslau und darnach in Prag war sein Können erst recht bekannt geworden. Deshalb berief ihn der künftliche König von Sachsen an sein Hoftheater nach Dresden. Carl Maria von Weber war auch der erste Kapellmeister, der den Taktstock einführte, d. h. der die Kapelle nicht am Klavier sitzend dirigierte, sondern vor den Musikern stehend und mit dem Taktstock leitend.

Das Haus, in dem damals Weber wohnte, steht heute nicht mehr, an seiner Stelle hat man das vom Bildhauer Ritschel geschaffene Standbild des unsterblichen „Freischütz“-Komponisten errichtet.

Der Hofkapellmeister und der Flötist waren noch nicht lange in der Wohnung, als der kleine, bide Friedrich Kind, der Dresdner Dichter, pustend und schnaufend eintrat. Webers Haushälterin brachte „Schüler“, jenen guten Weiskner Landwein mit der unbestimmten Farbe, und nun hub der Kapellmeister an: „Also, Herr Kind, Sie kennen meinen Auftrag: ich soll eine deutsche Oper schreiben, die so recht festst und packt, und ich dachte, daß ein romantischer Stoff am geeignetsten dazu wäre. Die Herren Italiener lassen Himmel und Hölle los, um mich und die deutsche Oper zu vertreiben, aber sie sollen an mir einen harten Klop

finden. Die Italiener siegen mit ihrem kunstreichen Gesang, die Franzosen mit ihrem „Chantez! Dansez!“. Also mit ihrem Chor-Ballett, ich aber will das deutsche Volk am Gemüt packen!“ — Ganz Feuer und Flamme war der junge Kapellmeister geworden und schaute nun erwartungsvoll zu Herrn Friedrich Kind. — Der Poet pakte seine Brillengläser, machte große, runde Augen, holte alsdann aus seiner Tasche ein Büchlein, darauf stand geschrieben „Apels Gespensterbuch“. Dies Buch legte er vor Weber hin und sagte: „Da hätte ich etwas für den Herrn Hofkapellmeister! In diesem Büchlein steht unter anderem eine gar grausige und doch wiederum so liebliche Geschichte: Die Jägersbraut. Aus diesem Geschichtlein könnte ich nun leicht einen Operntext schreiben, der sich färfrefflich für eine Komposition, für eine deutsche Oper eignet. Der Stoff ist packend und aufregend und dabei tiefromantisch und echt volkstümlich. Bitte, Herr Hofkapellmeister, lesen Sie die Geschichte von der Jägersbraut ein paar Mal durch, und morgen hole ich mir Bescheid!“

Nun sah Carl Maria von Weber die halbe Nacht über dem Büchlein und las die heute allen Deutschen bekannte Mär von der Jägersbraut Agathe, von ihrer Verwandten Anchen, von dem Jäger Max, der Agathe durch den Freischuß erringen will, aber in die schlechte Gesellschaft des Jägersburchen Kaspar gerät, der ihn verführt, nachts in der fürchterlichen Wollschlucht mit dem schwarzen Jäger Samiel, dem Teufel, zu paktieren und Freitugeln gießt, die sicher treffen.

Es war klar, daß dieser Stoff den Romantiker Carl Maria von Weber fesseln mußte. Er war begeistert, schrieb scherzhaft seiner Braut, der in Prag tätigen Opernsängerin Caroline Brandt, sie müsse mit der nächsten Eilpost unbedingt nach Dresden kommen, er habe wegen seiner „neuen“ Braut (er meinte natürlich die Jägersbraut), die ihn Tag und Nacht beschäftigte, dringend mit ihr zu sprechen. Caroline Brandt kam sofort aus Prag, und nun berieten sie zu viert: Weber, Caroline, der Dichter Kind und der Flötist Fürstenau über den Operntext. Die kluge und bühnenersahrene Caroline schlug vor: „Mitten hinein ins Volksleben mit dem ersten Akt! Die Oper möge mit einer Szene vor der Waldschenke beginnen!“ und Kind, der Poet, fand diesen Vorschlag färfrefflich. Schon am nächsten Tag brachte er den Entwurf zum ersten Akt und auch schon einige Lieder- und Arientexte, und als Caroline wieder abgereist war, begann Weber mit fieberhaftem Eifer die Arbeit. Die Melodien fielen ihm ordentlich zu, sie entsprachen richtig seinem genial-musikalischen Sinn. Zuerst und rasch entstand die weitbekannte Arie: Durch die Felder, durch die Auen! und das Lied: Hier im irdischen Jammertal! ... und als er später seine geliebte Caroline heimführte, schuf er im vollsten Glücke das berühmte geworden: Wir würden dir den Jungferntanz. Kurz darauf gelang ihm das seine und köstliche Gebet Agathes: Leise, leise, fromme Weise! In dieser Zeit ward auch der Wohnung im italienischen Dörfchen der Rüden gelehrt und ein besseres Stadtquartier im dritten Stockwerk des Altmärktes Nummer 12 bezogen (in diesem Hause befindet sich das große Konfektionshaus von Renner). Aber hier wollte sein so schön begonnenes Werk nicht mehr vorwärts kommen. An dem belebten Markte war es zu geräuschvoll, und der arme Kapellmeister und noch mehr seine junge Gattin waren fast verzweifelt. Da machte sich die gute Caroline eines Tages heimlich auf und ging auf die Suche nach einem stillen Dichterheim. Freudestrahlend lehrte sie abends zurück und rief: „Carl, morgen ziehen wir um! Deine Jägersbraut“ braucht eine Luftveränderung.“ Aber die kleine Schelmin verriet ihm nichts, sondern am anderen Morgen mußte sich der Kapellmeister in eine bestellte Kutsche setzen, die netzliche Caroline verband ihm die Augen und nun ging es hinaus, über die alte Augustusbrücke an das Ufer des Elbstromes. Ein ganzes Stündlein rollte die Kutsche dahin. Endlich hielt sie. Caroline nahm dem Gemahl unter Lachen und Scherzen das Tuch von den Augen, und jetzt stand er mitten in einem trauten, heimelichen Garten, und nun führte sie ihn in das Haus mitten im Garten, in dem sie ein paar Stuben für sie gemietet hatte.

„Ja, Schatz, wo sind wir denn eigentlich?“ fragte erfreut Weber.

„In Hostertwisch an der Elbe, Dresdnerstraße Nummer 22! Hier ist's still und gemächlich, hier stört dich kein Laut und du kannst ungestört schaffen!“

Und so war es! Rüstig schritt nun die „Jägersbraut“ vorwärts, und als dann die Oper zur Aufführung kam (auf Wunsch des Ministers Graf Einsiedel wurde der Titel des Wertes aus „Jägersbraut“ in „Der Freischütz“ umgeändert), hatte sie einen beispiellosen, in Deutschland noch nie erlebten Erfolg. Die „deutsche Oper“ war geschaffen und nahm ihren Siegeszug über alle deutsche und viele ausländische Bühnen. Als das Werk in Wien aufgeführt ward und Carl Maria von Weber selbst nach der Hauptstadt reiste, empfing ihn an der Posthalterei in Wien kein Geringerer denn der große Beethoven selbst. Der sonst so eigensinnige und mürrische Lendichter half Weber aus der Postkutsche und rief: „Da bist du ja, du Kerl! Du bist ein Teufelskerl! Grüße dich Gott!“ Und Weber sagte später über diesen Empfang in Wien: „Dieses Wort des größten aller Musiker war mir das reichste Lob, das ich je geerntet habe!“ — Wenige Jahre darauf, erst vierzig Jahr

alt, starb Carl Maria von Weber, nachdem er uns die Opern: „Corydon“ und „Oberon“ geschenkt hatte, in London.

Dreißigtausend Menschen, man bedachte im kaufmännischen und nüchternen London, gaben ihm das letzte Geleit, und als seine sterbliche Hülle später auf dem katholischen Friedhofe zu Dresden beigelegt wurde, hielt kein Geringerer als Richard Wagner die Trauerrede.

Hätte ein gütiges Geschick dem großen Komponisten Carl Maria von Weber nur noch ein Jahrzehnt an Leben gegönnt, welche Fülle von herrlicher Musik wäre uns dann wohl noch geschenkt worden!

Die goldene Uhr.

Von Artur Stolz.

Der alte Knecht Blasius Obermeier stand vor dem Spiegel und rasierte sich. Dazu hatte er nur Sonntags Zeit. Die Woche über war er vom Hahnenchrei, bis das Kräuschen in den Tannen schrie, im Stall, auf dem Feld und sonst überall auf dem Hof tätig. Er war ein großer, starkmühtiger Mensch. An den Schläfen begann das Haar zu ergrauen. War im Dorfe aufgewachsen und seit zwanzig Jahren Knecht bei seinem Bauern. Und konnte was schaffen, der Blasius Obermeier.

Aber als er sich glatt rasiert im Spiegel begutete und dann an seinem Sonntagsanzug herunterblidte, ärgerte es ihn wieder, daß er keine Uhr besaß. Und der Besitz einer Taschenuhr war der sehnlichste Herzenswunsch von Blasius Obermeier. Da baumelte eine Kette mit zwei Eberzähnen an seiner grünen Weste. Sie sah aus wie Gold, war aber unecht, und in der Westentasche hing keine Uhr an ihr. Und der Blasius Obermeier beneidete immer die anderen Knechte, wenn sie großspurig ihre silbernen Remontoiruhren hervorjagten, und sie mit der Kirchenguhr verglichen.

Und wie der Blasius Obermeier so da stand und mit der Kleiderbürste an seinem Rock umherpukte, da fiel sein Blick in das Zimmer des Bauern. Der war verreist zum Kofkauf. Und unter dem Kaiserbild hing seine Uhr. Also so ein Leichtsinn. Der Bauer hatte eine Uhr, dazu eine echt goldene! Und ließ sie einfach hängen!

Oben im Dorf hörte man die Musik spielen. Aber den Hof eilte schon die Mägde im Sonntagsstaat. Sogar der Schafhirt hatte sich herausgeputzt, der arme Teufel. Und wie der Schafhirt am Fenster vorbeiging, wo der Blasius stand, zog er — eine Uhr aus der Tasche. Also der Schafhirt hatte sogar eine Uhr. Der armselige Trops!

Blasius kratzte sich hinter den Ohren. Der Bauer kam erst am nächsten Tage heim. Die Schafferin war zu ihrer Schwester gereist, wo Kindtaufe war. Was war dabei, wenn er sich die goldene Uhr vom Bauern einmal einen Tag ausleihen tät? Gar nichts war dabei! Abends wollte er die Uhr wieder hinhängen unter das Kaiserbild. Der Bauer würde nichts merken, und er hätte eine Uhr gehabt, konnte sie aufglehen, sie mit der Kirchenguhr vergleichen, und die Leute täten sagen: „Schaut's! Der Blasius Obermeier hat eine goldene Uhr!“

Mit klopfendem Herzen ging der Knecht ins Zimmer seines Bauern. Mit einem Griff hatte er die Uhr in der Hand. Sie tickte. Eine schwere silberne Kette hing herunter mit drei Talern daran, einer immer älter als der andere. Blasius befestigte die Uhr an seine Kette und ging aus dem Zimmer, fort durch den Hausflur auf die Straße, hin zum Zwarzerwirt. Drei Gulden hatte er in der Tasche. — Allerhand Geld!

Ja! War das ein Leben beim Zwarzerwirt! Drei Kellnerinnen waren da aus der Stadt, eine immer schöner als die andere. Und der Blasius durfte sich an den Tisch der Großknechte setzen, weil sie ihn recht gern hatten, den Blasius. Er war immer gefällig seinen Kameraden gegenüber. — War wo im Feld was passiert, er war der erste, der da war, sei es, daß ein Pferd oder ein Ochse stürzte, oder ein Kummer zerriss. Man brauchte bloß: „Blasii!“ zu rufen. Schon war er da.

Sie tranken Starkbier, die Großknechte, und der Blasius trank mit. — „Sag einmal!“ sagte gegen 12 Uhr mittags der Großknecht vom Hubermaier zum Blasius. „Wie spät haben wir denn eigentlich. Ich muß einmal heim schauen, weil bei uns zwei Kühe kalben!“ Die anderen Großknechte guckten sich an und lachten. Sie alle wußten, daß der Blasius keine Uhr besaß. Und dann hatten sie alle auch schon von neun Uhr vormittags an Starkbier getrunken.

Blasius Obermeier maß den Frager mit einem finsternen Blick. Griff in die Westentasche und zog die goldene Uhr heraus. „Zwölf Uhr drei und eine halbe Minute ist's“ sagte er und steckte die Uhr wieder ein.

In diesem Augenblick trat der Bauer Hornbichler in die Gaststube. Das war der Brotherr vom Blasius Obermeier, ein Bauer mit 800 Tagwerk Land, besten Weizenboden, mit Jagd, Fischerei, zwei Huben und der schönsten Alm im Steirerland.

Die Knechte rückten an den Hüten, und der Bauer setzte sich an ihren Tisch. Bestellte zwei Liter Wein für die Herren und tat sonst gar nichts dergleichen.

„Du!“ sagte der Großknecht vom Bergholzer zum Bauern. „Dein Knecht ist aber ein nobler Herr. Der hat eine goldene Uhr. Mit so was können wir nicht aufwarten!“

„Oh du mein!“ lachte der Bauer. „Warum soll mein Blasius Obermeier keine goldene Uhr haben. Ein fleißiger sparsamer Mensch, der tüchtigste Arbeiter weit und breit. Der hat genau so eine teure Uhr wie ich selber. Nehmt euch ein Beispiel an meinem Knecht Blasius! Wie spät ist's denn jetzt?“ rief der Bauer seinem Knecht zu.

Der zog die Uhr aus der Tasche und sagte: „Zwölf Uhr und zwanzig Minuten, Bauer!“ Und steckte sie wieder ein.

Abends, so gegen sechs Uhr, man läutete gerade Vesper in der Kirche, kam der Blasius auf dem Hof an. Der Bauer stand vor der Tür, die Arme in die Seite gestemmt. Blasius wackelte durch den Hausflur, am Bauern vorbei in den Stall, legte sich ins Heu und schlief bald ein. Denn das Starkbier war wirklich stark gewesen.

„Für zwanzigjährige treue Arbeit!“ stand auf der Uhr, die der Bauer seinem Knecht am Tage seines Jubiläums schenkte. Und die Uhr war aus Gold, allerdings aus sehr dünnem, aber immerhin aus Gold. Und Blasius hatte die schönste Uhr im Dorfe. Und es ist fraglich, ob irgend ein Knecht in der Kreisstadt auch eine so schöne Uhr hatte.

Mit nassen Augen betrachtete der alte Knecht seine Uhr. Sie war größer als die des Bauern. „Spitzhub!“ lachte der Bauer und schlug den Grautopf bei den Ohren. „Jetzt brauchst meine Uhr nimmer! Hast eine größ're als ich selber.“

Liebermann-Geschichten.

Der Dichter Richard Dehmel sah Liebermann zu einem Porträt. Da er mit dem Altmeister gut befreundet war, durfte er es sich erlauben, an dem Gemälde verschiedenes zu kritisieren. Schließlich wurde es Liebermann doch zu viel. „Hör'ne mal“, sagte er, „Sie dürfen von einem Porträt nicht verlangen, daß es Mama und Papa sagt.“

Liebermann hatte einen begüterten Herrn porträtiert. In der letzten Sitzung wurde er von Liebermann nach seiner Meinung gefragt.

„Sehr schön“, sagte er zögernd, „aber wissen Sie, Herr Professor, um die Augen herum ist so ein fremder Zug...“

„Der“, meinte Liebermann, „is der berühmte fremde Familienzug, den se immer alle nicht kennen!“

Eine junge hübsche Frau, die ihn in seinem Atelier besucht hat, verabschiedet sich von Liebermann mit den Worten: „Herr Professor, das war die schönste Stunde meines Lebens.“

Hierauf sagt Liebermann: „Der woll'n wir nicht hoffen!“

Ein Bekannter fragte Liebermann: „Was halten Sie von dem Maler K?“ „Is mir ganz sympathisch“, sagte Liebermann, „er bildet sich wenigstens nicht auf seine Malerei ein, und der is ziemlich selten, wenn einer nicht kann!“

Im Jahre 1883 war Liebermanns Gemälde „Schusterwerkstatt“ im Münchener Glaspalast ausgestellt. Er sandte eine Kritik über das Bild an seine Eltern mit folgendem Vers:

Ich send' Euch diese Rezension,
Von Eurem einst verkannten Sohn,
Der reellement (damit Ihr's wißt),
Est un de nos plus grands artistes.
Dies steht nun fest für immerdar,
Gedrucktes Zeug ist ja stets wahr.

Ein junger Maler hatte ein riesiges Gemälde „Die Sintflut“ geschaffen. Auf diesem Bild sind alle mögliche und unmögliche Tiergattungen zu sehen. Der junge Maler zeigt das Gemälde Liebermann und bittet um ein Urteil. Der Altmeister betrachtete sich eingehend das Bild, und meinte schließlich: „Hm! De hamer ja Glück gehabt, daß der ganze Bestand erlitten is!“

Hans Wilh. Lichtenberg.